Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 2 (1946)

Heft: 10

Artikel: Vom schlechtem und von echtem Schweizerdeutsch [Fortstetzung]

Autor: Dettli, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420012

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1946

2. Jahrgang Nr. 10

30. Jahrgang der "Mitteilungen"

Von schlechtem und von rechtem Schweizerdeutsch

Nach einem in der Jahresversammlung 1946 des Deutschschweizerischen Sprachvereins gehaltenen Vortrag von Paul Oettli

"Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?" "Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweig". "Beimetschutz und Mueter= sprooch". "Hab Sorg zum Schwyzerdutsch". - Unter diesen und ahn= lichen Aberschriften haben sich besorgte Kenner unserer deutschschweize= rischen Sprachverhältnisse an ihre Landsleute gewandt, in den ersten beiden Veröffentlichungen, den Nummern 11 und 12 der "Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins", sein heutiger Obmann, Professor August Steiger, in schriftdeutscher Sprache, im dritten Traugott Meyer in der Mundart der Baster Landschaft und in dem zulett, 1944, erschienenen Heftchen Ernst Schurch urchig barndutsch. Diese Überschrif= ten sagen deutlich, daß unsere Mundart nach der Unsicht der Verfasser gefährdet ist, daß sie des Schukes und der Pflege bedarf. Nicht etwa, weil zu befürchten wäre, eine große Zahl Deutschschweizer könnten sich von ihr abwenden - das tun nur ganz wenige, und sie werden darum mißtrauisch angesehen -, wohl aber weil unser Schweizerdeutsch, in Städten mehr als auf dem Lande, zusehends an Kraft und Eigenart ein= büßt und sich immer mehr der Schriftsprache angleicht. Das stellen die genannten Schriften fest, belegen es durch Beispiele und weisen Wege zur Abwehr.

Wesentlich Neues kann ich dazu nicht beitragen. Wohl aber möchte ich versuchen, die Entstehung und Wirkung bereits erkannter Tatsachen

an Einzelfällen verständlich zu machen. Die Beispiele entnehme ich zum größten Teil dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache ("Idioti= kon") und der st. gallischen Mundart. In meinen Ausführungen bediene ich mich der schriftdeutschen Sprache und antworte auf die von Adolf Buggenbühl in einer Druckschrift gestellte Frage "Warum nicht Schwei= zerdeutsch?" sicher überzeugend für seden, der für die Mundart gleiche Achtung verlangt wie für die Schriftsprache: "Weil ich es nicht kann, weil ich zu den um ihrer abgeschliffenen Mundart willen übel beleumde= ten Städtern gehöre." 1) In den Streit darüber, wo in der Offentlichkeit Schweizerdeutsch am Platze sei, lasse ich mich nicht näher ein. Ich würde die Frage so stellen: "Wer darf öffentlich Schweizerdeutsch reden?" und antworten: "Jeder, der es wirklich kann, soweit nicht die Rücksicht auf die Zuhörer anders gebietet." Wenn wir uns an diesen Grundsatz halten und in öffentlicher Rede und Aussprache alles unechte Schweizerdeutsch ablehnen, werden wir am sichersten dazu gelangen, daß seder der beiden Formen unserer Muttersprache, dem Schweizerdeutsch und dem Schrift= deutsch, ihr Recht wird. Wir werden verschont bleiben von dem sich vater= ländisch gebärdenden Greuel des Redner=Schweizerdeutsch, das an Kesten und Versammlungen und leider auch am Radio so oft unser Ohr beleidigt. Nur wenige Redner, am ehesten Berner, erfreuen uns heute schon durch gute Mundart. Daneben kommt es aber immer noch vor, daß einer eine schriftdeutsch geschriebene Rede mit schweizerdeutschen Lauten und Endungen ablieft, und daß die Zuhörer es sich widerstands= los gefallen lassen: sprachlicher Landesverrat von beiden Seiten. Wer mit unreinem Schweizerdeutsch vor die Offentlichkeit tritt und wer sich nicht dagegen auflehnt, versundigt sich an seiner Muttersprache.

Unrein wird das Schweizerdeutsch am häufigsten und am wenigsten auffällig dadurch, daß es sich dem Schriftdeutsch angleicht. Das tut es am widerstandslosesten da, wo es nur wenig davon abweicht. Dem kleinen Kind hat die Großmutter Märchen verzelt, es hat die Eltern manch= mal verzürnt, ist über den Hund verschroche hat sich ver= chelter kleider verrisse und einen Teller verbroche oder verschlage. In "gutem" Deutsch heißt es "erzählt", "erzürnt",

¹⁾ übrigens hat ja auch Guggenbühl die Frage schriftdeutsch gestellt und beantwortet! St.

"erschrocken", "zerrissen"; einen Teller kann man nur zerbrechen und weder verschlagen noch erschlagen, belehrt der Lehrer die Klasse, wenn solch eine "falsche" Form in der Schule laut wird, vielleicht ohne hinzu= zufügen, daß sie in der Mundart nicht nur erlaubt, sondern geboten wäre. So kann in den Kindern die Meinung aufkommen, "erzählen", "erzürnen" sei besseres, richtigeres Deutsch als verzele usw. und auch in der Mundart vorzuziehen. - Wie oft hatte der Großvater das Kind auf den Anien geschaukelt und dazu gesungen "Riite, riite, Rößli, 3'Galle stoht e Schlößli, 3'Bade stoht e guldigs Huus"; jetzt hört es von des Königs "goldener" Krone, singt von der "goldnen" Abendsonne und an der nächsten Chilbifauft es für vier Batzen "en goldene" und nicht mehr en gold i ge Ring, wie ja auch die Mutter die Rööscht i stets in einer isene, nie in einer isige Pfanne zubereitet. So können golden, silbern, hölzern auch in die Mundart eindringen. - Wir unter= scheiden nicht mehr zwischen liinigem und riistigem Züüg, jenes aus Flachs, dieses aus Hanf; Liinigs aber ist uns geblieben, ob= schon Liin allein nicht mehr gebräuchlich ist, nur noch in Zusammen= setzungen, wie Halbliin, Lintuech, Liilache2). St. Galler kennen aus der Geschichte ihrer Stadt die in alter Zeit der Leinwand= schau dienenden Liibetbent, aber niemand spricht mehr von Lii= bet (entstanden aus linwât, das, mit gewant sich kreuzend, Leinwand ergeben hat). So geht altes Sprachgut unter. Wir können den Vorgang nicht aufhalten, vielleicht aber verlangsamen.

Arge Schwierigkeiten bereitet es den Erstkläßlern, beim Gebrauch des Zeitwortes "hören" Mundart und Schriftsprache auseinanderzu= halten. "I ghőőre = n = es Glöggli, das lüütet so nett", dürfen sie sin= gen. Wenn aber ein Schüler voll Freude über den nahen Stundenschluß berichtet, er ghőre die Schulglocke läuten, wird ihm das als sachlich und sprachlich ungehörig verwiesen. "Es hőőrt em", bemerkt ein scha= denfroher Mitschüler. "Es gehört ihm", hätte er schriftdeutsch sagen műs= sen. Die waghalsigen Turnkünste eines Kameraden veranlassen einen der Heimkehrenden zu der Bemerkung: "Er hőőrt nőőd, bis 's en

²⁾ Gehorchen alle Deutschlehrer, wenn sie mit der Klasse Goethes "Totentanz" lesen und das Wort Laken erklären, dabei ihrer Pflicht, an das in unserer Bolkssprache aussterbende Wort Lilach e zu erinnern?

git, dää höört is Narehuus." Der Lehrer hätte verlangt "er hört nicht auf" und "er gehört", ganz abgesehen von dem so wenig bedeuten= den und doch so viel sagenden "Es git en".

Wir sind unvermerkt in die Schule gelangt und können gleich Unt= wort suchen auf die Frage, ob wirklich die Hauptschuld an der Verfla= chung der Mundart auf sie falle, wie viele meinen, und ob ihr die Oflege der Mundart als eine neue Pflicht aufgebürdet werden dürfe. - Die Schule führt die Kinder in den Gebrauch der Schriftsprache ein und durchbricht damit die Alleinherrschaft der Mundart. Wenn sie den Un= fug nicht mitmacht, die Schriftsprache "Gutdeutsch" oder einfach "Deutsch" zu nennen, als ob die Mundart "Schlechtdeutsch" oder über= haupt nicht Deutsch wäre, wenn sie sich um die saubere Scheidung, aber gleiche Wertschätzung beider bemüht, kann man nicht sie verantwortlich machen für allfälligen nachteiligen Einfluß der einen Sprachform auf die andere. Die Schule ist sich jedoch ihrer Pflicht gegenüber dem Schwei= zerdeutsch nicht immer bewußt gewesen. Um Gymnasium hatten wir zu meiner Zeit, das heißt vor mehr als einem halben Jahrhundert, nicht wenige Lehrer, die auch außerhalb der Schule nur schriftdeutsch mit uns verkehrten und damit glauben machten, Schweizerdeutsch sei höherer Wesen unwürdig. Wenn sie wenigstens die Kochsprache vorbildlich ge= sprochen hätten! Jedoch einer von ihnen begann jede Unterrichtsstunde mit der nicht gerade gewissenhafte Vorbereitung verratenden Frage: "Wo simmer das letschte Mal stäcke geblibe?" Einem andern entlockte jedes Stundenschlußzeichen die wie ein Seufzer der Erleichterung klin= genden Worte: "Wir wollen hören." Und ein seit Jahrzehnten in Sankt Gallen wirkender süddeutscher Naturkundler setzte mich in der Reife= prüfung in Verlegenheit durch die Frage: "Hat 's Froschle au Zändle?" So gemütlich geht es heute nicht mehr zu, dem Schweizerdeutsch und dem Schriftdeutsch zum Wohl.

Es genügt aber nicht, wenn die Lehrer die von der Schule vermittelte Form unserer Muttersprache vorbildlich sprechen und die von zu Hause mitgebrachte nicht herabwürdigen, sie alle, jedenfalls die Deutschlehrer aller Stufen, müssen für die Mundart wirken, wenn auch nur durch geelegentliche Hinweise auf ihre Eigenart und ihre Vorzüge. Wer dazu guten Willen und das nötige Wissen mitbringt – dieses sollte zum Rüstzeug eines jeden Deutschlehrers an einer Volkse oder Mittelschule der

deutschen Schweiz gehören -, findet Belegenheiten dafür mehr, als man erwartet. Einige Beispiele mögen es belegen. Wie schwerfällig sind im Schriftdeutsch Wörter wie Sauberkeit, Traurigkeit, Bitterkeit, Geschwin= digkeit, Magerkeit, Heiterkeit, Appigkeit, verglichen mit schweizerdeutsch Süüberi, Truurigi, Bitteri, Gichwindi, Keiteri, Tűppígí. Heiterientspricht zwar der Bedeutung nach nicht schrift= deutschem Heiterkeit, sondern Helligkeit; das Eigenschaftswort üppig ist echter Mundart fremd, darum kennen wir auch keinerlei Appigkeit. Sonderbarerweise ist aber aus dem Satz "es ist üppig" durch falsche Trennung das Eigenschaftswort tüpp i g hervorgegangen und mit der Bedeutung schwül bei uns heimisch geworden. Tüppigi ist also die schweizerische Form der Uppigkeit. - Im Gegensatz zum Schweizerdeutsch vermag die Schriftsprache fast nur aus einsilbigen Eigenschaftswörtern Dingwörter auf =e abzuleiten: Größe, Länge, Wärme, Kälte usw. Zu dem einsilbigen schnell aber stellt sie Schnelligkeit, vielleicht weil Schnelle, abgeleitet von schnellen, schon eine abschüssige Stelle in einem fließenden Gewässer, eine Stromschnelle, bezeichnet. Wir Schweizer fönnen trotzdem i de Schnelli etwas verkehrt machen, und wir wer= den "Schnelligkeit" in der Mundart geflissentlich meiden, nachdem wir darauf aufmerksam geworden sind, daß Schnelli oder Gschwindi den Begriff so viel gefälliger ausdrückt.

Das ist die eine Wirkung solch gelegentlicher Belehrung. Sie bezweckt und erreicht aber viel mehr. Im Anfang stuzen die Schüler darüber, daß ihr Deutschlehrer das Schweizerdeutsch der Beachtung, ja wissenschaftslicher Behandlung für würdig hält; allmählich aber gewinnen sie ein ganz neues Verhältnis zu ihrer bisher vernachlässigten Amgangssprache. Sie erkennen, daß auch Schweizerdeutsch eine vollwertige Sprache ist, die eigenen Gesetzen gehorcht, denen ihre Träger sich fügen müssen, daß neben der Staatsform, neben Sitte und Brauch auch die angestammte Sprache ein Teil des von unsern Vorfahren auf uns gekommenen Erbes und mit inbegriffen ist in Fausts Mahnung: "Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Eine solche scheinbar selbst gewonnene, wenn auch vom Lehrer sorgfältig angebahnte Erkenntnis wirkt tiefer und nachhaltiger als ein Vortrag über den Wert des Schweizerdeutsch und der Mundarten überhaupt. Sie dringt auch in die Kamilie und wird mit der Zeit Gemeingut des Volkes. Von einem derartigen

Dorgehen würde ich mir mehr Nuzen für die Mundart versprechen, als wenn ihr nach der Forderung Adolf Guggenbühls und neuestens auch der Stiftung Pro Helvetia auf allen Schulstufen regelmäßige Lehrstunden eingeräumt und damit in den Schülern der Eindruck erweckt würde, der Anterrichtsplan sei um ein Fach mehr belastet worden. Wir wollen sa auch nicht das Wissen der Schüler bereichern: Sinn und Versstän auch nicht das Wissen der Schüler bereichern: Sinn und Versstäng stigt übssicht.

Von der Zweisprachigkeit und den Sprachen in der Bundesstadt *)

Es gab eine Zeit, da man glaubte, je mehr Sprachen einer spreche, um so höher stehe er auf der Bildungsleiter. Es soll zwar auch noch heute Leute geben, die keinen deutschen Brief schreiben können, dafür aber ihren Stolz dreinsetzen, drei oder vier Sprachen zu radebrechen. Die Einsich= tigen haben aber doch gemerkt, daß nur verhältnismäßig wenige mehr als eine Sprache wirklich zu beherrschen vermögen und der Erwerb fremder Sprachen bei sehr vielen auf Kosten der Muttersprache geht, namentlich dort, wo diese ungenügend verwurzelt ist. Auch hat man die Meinung, es könne beispielsweise der Durchschnitts=Deutschschweizer so in die romanische Kultur eindringen und sie so in sich aufnehmen, daß sie ein "selbstverständliches Stud seines geistigen Lebens" wäre, als eine Illusion erkannt. Der Zweisprachige oder Bilingue, dem zwei annähernd gleichzeitig erlernte Sprachen gleich geläufig sind, wird deshalb heute nicht mehr bewundert, sondern viel eher als Sprachzwitter aufrichtig bedauert, weil er keinen festen Sprachboden unter den Küßen hat und daher auch kein tragfähiges Kulturfundament besitzt. Ausnahmen bilden die seltenen Sprachgenies, die mehrere Sprachen wirklich voll beherr= schen.

Leider hat man die Gefahr der Sprachverwilderung, der Sprachen= mischung und des damit zusammenhängenden Sprachzerfalls bei uns

^{*)} Mit Erlaubnis des Verfassers und der Schriftleitung des "Berner Schulblattes" (leicht gekürzt) abgedruckt aus dessen Nummer vom 24. 8. 46. Der tapfere Verfasser ist der stadtbernische Schulsekretär.